

Die Esskultur,
das Fremde und die Moral

„Jeder Fisch mit Schuppen hat auch Flossen“

Yoko Tawada

Zwei Onkel von mir, die als buddhistische Priester tätig waren, pflegten in ihrer Freizeit Gedichte und Essays zu schreiben. Schon im Mittelalter griffen die Mönche gern zu ihren Pinseln, um sich die Zeit zu vertreiben. Zumindest behaupteten sie, dass nichts anderes als die Langeweile und die Einsamkeit sie zum Schreiben brächten. Der Pinsel kann ein treuer Begleiter des Glaubens sein, aber seine poetischen Züge entgleisen gern und treffen Gedanken, die vom Autor nicht vorgesehen waren.

Ein Autor aus dem vierzehnten Jahrhundert, Kenkohoshi, verzichtete auf seinen Samurai-Status, wurde Mönch und schrieb den Essayband *Tsurezuregusa*. Obwohl dieses Buch in meiner Schulzeit zur Pflichtlektüre gehörte, las ich es gern, weil es mir eine widersprüchliche und gleichzeitig kluge Lebenshaltung zeigte: auf das weltliche Leben verzichten und gleichzeitig an den Menschen und Gegenständen unermüdlich interessiert sein. Auch wenn er sein Schreiben nicht als automatisches Schreiben bezeichnete, ließ er seinen Pinsel frei gleiten, und der fing den schwindelerregenden Duft ein, der aus dem Kimono einer Frau aufsteigt, und die strahlende Haut einer weiblichen Wade. Der Pinsel streifte über Themen wie Architektur, Blumen, die Ehe, die Fuchsgötter und alles Mögliche, was im Leben vorkommt. „Zuihitsu“ – so heißt diese literarische Gattung – bedeutet nichts anderes als „einem Pinsel folgen“.

Im letzten Frühjahr las ich zufällig in einem Essay von meinem jüngeren Onkel, dass Gautama Siddharta wahrscheinlich an verdorbenem Schweinefleisch gestorben ist. **Ich erschrak und dachte, ich darf niemals meinen Freundinnen in Deutschland, die den Dalai-Lama verehren und vegetarisch leben, erzählen, dass Buddha überhaupt Schweinefleisch gegessen hat.** Wäre er tausend Jahre später geboren, hätte er sich zu den Moslems gesellt, die aus gutem Grund das Schweinefleisch vermieden. Nietzsche schreibt, dass der Begriff der Reinheit im Altertum „grob, plump, äußerlich, eng, geradezu und insbesondere unsymbolisch verstanden worden“ sei („Zur Genealogie der Moral“, *Gesammelte Werke*, Bindlach 2005, Seite 966). Rein sei vor allem derjenige gewesen, der sich gewaschen und jedes Lebensmittel vermieden habe, das Krankheiten verursachen könnte.

Manche Autoren träumen davon, die Wörter zu waschen, um sie von jeder symbolischen Bedeutung zu reinigen. Aber die Sprache möchte lieber unrein bleiben. Die Wörtlichkeit eines Wortes stellt keine Reinheit dar, sondern sie macht das Wort essbar. Man kann durch den Verzicht auf Schweinefleisch keine Schweinereien vermeiden, aber das Schwein aus dem Wort „Schweinerei“ herauszunehmen und auf den Tisch zu stellen ist für mich ein politischer Akt.

Viele junge Frauen fühlen sich schlank, sauber und jungfräulich, wenn sie sich ausschließlich von grünen Blättern ernähren. Andere Vegetarier begründen ihre Haltung ethisch, politisch oder mithilfe der Ernährungswissenschaft. Eine Freundin von mir sagte einmal, ein Säugetier zu töten verstöße gegen ihre Moral. Sie habe als Kind jeden

Abend Fleisch gegessen und in der Pubertät damit aufgehört. Weihnachten sei ein Fest der größten Qual für sie. An diesen dunkelsten Tagen des Jahres muss man eigentlich sterben. Da man aber selbst nicht sterben will, schlachtet man eine Ente oder eine Gans oder zum Beispiel wie in Hamburg einen Karpfen. Wenn die Sonnengöttin mit der Opfergabe zufrieden ist, lässt sie sich wieder blicken. **Der an Weihnachten gestorbene Karpfen wird am Ostermontag als Hase wiedergeboren. Er besteht aus Schokolade und bemalte Eier.**

Als ich meine vegetarische Freundin letztes Mal auf der Frankfurter Buchmesse traf, wollte sie mit mir Sushi essen gehen. Ich fragte sie, ob sie nichts dagegen habe, einen Fisch zu töten. Sie antwortete sofort, der Fisch habe ein so kurzes Gedächtnis wie die meisten Politiker. Ein Lachs weiß im Jahr 2001 schon nicht mehr, wie kalt sich der Kalte Krieg in Afghanistan angefühlt hat. Ein Hund hingegen vergisst nie die Gewalt, die er als „Kind“ erlebt oder sogar nur gesehen hat. Wir gingen Sushi essen. Meine Stäbchen wanderten von einem Tintenfisch zu einem Thunfisch und endeten auf einer Scheibe Gurke, während ich über die Länge des Gedächtnisses weiter nachdachte. Wie lang ist das Gedächtnis einer Gurke? Weiß sie noch, wer sie begossen hat? Wer sie gepflückt hat? Meistens ist das ein und dieselbe Person.

Manche Autoren schreiben einen langen autobiografischen Roman, als könnten sie dadurch die Länge ihres Gedächtnisses beweisen. Sie wollen sicher nicht wegen ihres kurzen Gedächtnisses bestraft und in ein Stück Sushi verwandelt werden.

Woher weiß aber meine Freundin, dass ein Schwein ein längeres Gedächtnis hat als ein Fisch? Es gibt eine buddhistische Legende, in der ein Fisch sich als ein wiedergeborener Mensch entpuppt. Sein Gedächtnis war länger als sein Leben.

Man ist, was man isst. Wer Schwein isst, ist selbst ein Schwein. Die Menschen können nicht vor den Erinnerungen eines Schweins sicher sein. Wer sein Fleisch isst, isst seine Erinnerungen mit. „Die Todesangst deformiert die Zellen eines geschlachteten Tiers. Wenn ich sein Fleisch esse, wird seine Angst in meine Zellen übertragen, und zwar zusammen mit dem Antibiotikum und anderer Chemie!“, behauptete die Freundin. Für die Bio-Skeptiker stinkt diese Theorie moralisch und abergläubisch. Aber es kann tatsächlich sein, dass die Sprache der Materie genauer und komplexer ist als die menschliche Sprache. **Es wäre daher sinnvoller, sich vor einen Tiger zu werfen, als einen langen autobiografischen Roman zu schreiben.** Meine Zellen würden dann in den Tigerzellen weiterleben, sodass ich nicht einmal an die Reinkarnation zu glauben bräuchte. Der Weg zum Tod ist kurz und unkompliziert. Eine U-Bahn-Fahrt, die zwei Euro und zehn Cent kostet und knapp zehn Minuten dauert, bringt mich zu einem Tiger. Im Berliner Zoo leben nicht nur Tiger, sondern dort lebte auch der Eisbär Knut, der mit vielen Mythen verkleidet war und globalen Erfolg hatte. Kein deutscher Politiker hat es geschafft, so oft in *The New York Times* zu erscheinen wie er. Knut ist nicht das geworden, was er gefressen hat. Obwohl er – nach einem der Knut-Mythen – als Kind amerikanisches Edelkatzenfutter bekommen hat, ist er weder zu einer Katze noch zu einem Amerikaner geworden. Über seine Ernährung wurden viele Details berichtet. Wir wissen heute genau darüber Bescheid, was Knut gespeist hat, aber wir wissen nicht so genau, was die Mönche im Altertum tatsächlich aßen.

Viele buddhistische Mönche meiden heute noch – zumindest in der Glaubensrichtung „Daijobukkyo“ (= Mahayana = das große Fahrzeug) – Knoblauch, Ingwer und Chili. Man glaubte, dass die stinkenden und die scharfen Pflanzen als Aphrodisiakum wirken.

Der Ingwer ist der Ablassbrief der japanischen Küche im Ausland. Früher, als es noch keinen Kühlschrank gab, glaubte man, dass Ingwer Fisch desinfizieren könne. Das war vermutlich der Grund, warum man Sushi mit Ingwer aß. Heutzutage gibt es eigentlich keinen Grund mehr, Ingwer mit Sushi zu essen. In Berlin beobachte ich aber oft Gäste in Sushi-Bars, die haufenweise Ingwer essen. Der Fisch dient nur als Beilage. Entweder haben sie eine verdrängte Angst vor der Verdorbenheit, oder sie essen den Ingwer aus demselben Grund, weshalb die buddhistischen Mönche ihn meiden.

Essen erregt Angst, auch wenn es sich nicht um einen Kugelfisch handelt. Es ist beunruhigend, einen Fremdkörper in sich aufzunehmen. Auch die Menschen, die sich stets gegen das Schwarz-Weiß-Denkschema wehren, möchten am liebsten genau wissen, welches Lebensmittel immer gut ist und welches schlecht oder sogar böse. Auch die politisch korrekten Menschen benutzen in Bezug auf Lebensmittel Wörter wie „schlecht“, „ungesund“, „fett“, „billig“, „primitiv“ oder „exotisch“, die sie auf ihre Mitmenschen niemals anwenden würden.

In meinem ersten Jahr in Deutschland habe ich ein Gericht gegessen, das aussah wie Rührei mit Tofu. In der Speisekarte stand das Wort „Hirn“. Ich kannte das Wort „Hirt“, aber nicht „Hirn“. **Die Speisekarte hat etwas Poetisches, und das merkt man nur, wenn man nicht zu hungrig oder – wie Walter Benjamin in Marseille – von Haschisch berauscht ist.** Er liest den Namen eines Gerichtes „Pâté de Lyon“, missdeutet ihn absichtlich und übersetzt ihn als „Löwenpastete“.

Die Namen der Speisen sind manchmal Decknamen: Im Japan der Edo-Zeit nannte man das Wildschwein, das man trotz Verbotes gelegentlich aß, „Yama-kujira“ (der Wal aus den Bergen). Wie gut, dass man noch nicht wusste, dass der Wal kein Fisch ist, und wie schlecht, dass man noch nicht wusste, dass Buddha Schweinefleisch gegessen hatte.

Der Name des Getränk „Pharisäer“ bedeckt den Rum unter seiner weißen Schaumhaube aus Sahne. „Falscher Hase“ gibt wenigstens in seinem Namen zu, dass er eine Fälschung ist. Die „Kanikamaboko“ wird in Deutschland unter dem Namen „Surimi“ verkauft, und manche Vegetarier essen sie, weil dieser Name vegetarisch klingt. **Die Produktbeschreibung „imitation crab“, die man oft in Amerika findet, würde in Deutschland zu negativ klingen, denn die Imitation ist eine Art Lüge, und das passt nicht zur Ethik der Bio-Läden.** Die „Parodie“ anstelle der „Imitation“ würde noch gehen. Das Produkt könnte dann „die Parodie der Krabbe“ heißen.

Es gibt eine Art gebackenen Tofu, die „Ganmodoki“ heißt. „Gan“ bedeutet „Wildgans“, und „Modoki“ bezeichnete im Mittelalter eine Komödienform, in der die Schauspieler bestimmte Figuren scherhaft imitierten. Mit einem Wort: eine Parodie. Die Ganmodoki ist also eine Parodie der Wildgans.

Die Ganmodoki wird übrigens in Kyoto „Hiryozu“ (der Kopf des fliegenden Drachen) genannt. Langsam komme ich auf die Idee, dass die Speisekarte eine literarische Gattung sein könnte. Ihre Sprache versucht, zu lügen, zu spinnen, zu träumen, weiterzudenken, neue Deutungen zu bieten und ihre Leser zu verführen. In feineren modernen Restaurants werden jeden Tag die Angebote handschriftlich neu aufgeschrieben. Die meistens sehr langen Namen der Speisen zählen alles auf, was darin enthalten ist. **Damit man ohne Hilfe von Adjektiven fantasievolle Speisennamen anbieten kann, werden verschiedene Beeren in die Soße und tropische Blüten in den Salat gemischt.** Niemals benutzt man Stereotype wie „Strammer Max“ oder „Hering nach Hausfrauenart“, denn die Speisekarte soll eine gute Literatur werden.

Essen bedeutet fast immer das Töten anderer Lebewesen, aber die Brutalität der eigenen Essgewohnheit fällt einem nicht auf, weil sie von der Sprache „bedeckt“ und durch Regeln ritualisiert ist.

Das Hirn, das ich mir in Frankfurt bestellt hatte, wurde auf einem silbernen Teller serviert. Der Tisch war bedeckt mit einer weißen Tischdecke, die so makellos war, dass ein kleiner Rotweinfleck sofort wie ein dramatischer Blutfleck auffiel. Das Messer war scharf, die Gabeln hatten Spitzen, als hätte ich vor, ein totes Tier noch einmal zu töten. Wie bei einer Beerdigung standen Kerzen und Blumen vor meinen Augen, und all das kam mir wie das Opferungsritual eines Geheimbundes vor.

Wir können nicht Fleisch essen, ohne ein Tier zu töten, und die Ritualisierung des Essens ist ein Versuch, die Trauer bewusst und kollektiv zu überwinden. Selbst die Vegetarier töten Pflanzen. Selbst diejenigen, die nur auf den Boden gefallene Äpfel und Walnüsse essen, töten indirekt die Eichhörnchen, die sonst diese Nahrung gefunden hätten.

Wenn Essen eine Tötung voraussetzt, sollte man nicht vor dem Essen, sondern nach dem Essen seine Hände waschen wie Macbeth seine blutigen Hände. Oder man benutzt ein Besteck und macht sich seine Hände nicht schmutzig. Es gibt viele Regeln für den Gebrauch des Bestecks. Wenn man ein Messer oder ein Stäbchen falsch in der Hand hält, sehen sie sofort aus wie eine Waffe. Ich habe übrigens von Roland Barthes gelernt, das Besteck zu „lesen“.

Man sollte allerdings nicht zu schnell die Stäbchen für ungefährlich erklären. Mit kleinen Kinderstäbchen habe ich als Kind Walfisch gegessen. Ich bin gegen den Walfang, aber die Idee des Artenschutzes bleibt mir etwas abstrakt. Als ich meiner Mutter sagte, dass der Thunfisch bald aussterben werde, sagte sie, dass sie selbst vorher sterben werde. Der Tod betrifft nur das einzelne Lebewesen. Der Tod einer Spezies erinnert mich an den Tod der Literatur.

Dank der Geschichte der Arche Noah lernte meine Freundin schon als Kind die Idee des Artenschutzes. Gott rettete aus jeder Spezies ein „Ehepaar“. Ich nehme an, er wollte das Weiterleben aller geretteten Spezies bis zum Ende der Weltgeschichte. Große Flutkatastrophen gab es auch in Japan, aber keinen Gott, der vorher Biologie studiert hat. Wie kann der Thunfisch aussterben, wenn jeder Mensch im nächsten Leben als Thunfisch wiedergeboren werden kann?

Meine vegetarische Freundin sagte mir: Wenn man keine Viehzucht treiben und alle Flächen für den Gemüsebau nutzen würde, könnte man viele arme Menschen aus ihrer Hungersnot retten. Dieser Vorschlag ist symbolisch zu verstehen, denn selbst wenn alle reichen Menschen sich vegetarisch ernähren würden, könnten sie nicht allein dadurch das Problem der Armut lösen.

Die Gentechnologie versucht, den Konflikt zwischen dem Schuldgefühl und der Lust auf Fleisch zu lösen. In Amerika gibt es schon ein Labor, in dem aus einem Rinderfilet ein weiteres Filet wächst, ohne dass ein Stier oder eine Kuh zum Vorschein kommt. Das ist sicher einer der Amerika-Mythen in Europa, aber jeder Mythos verkörpert einen menschlichen Wunsch, und die Fleischindustrie ist auf dem Weg zur Realisierung dieses Wunsches.

Im Labor der Übersetzer arbeitet man ohne Gene. Dort springen aus einem einzigen Wort „ushi“ viele neue essbare Wörter heraus: die Kuh, der Stier, der Bulle, der Ochse, das Kalb und das Rind.

Ich saß letztes Jahr in einer Sushi-Bar in Tokio mit einem russischen Autor – nennen wir ihn K – und einer Autorin J aus Tel Aviv. Wir redeten über die Literatur, unsere

Reisen und über Fisch. K erzählte mir einen Japan-Mythos, den er in Moskau gehört hatte: Es gab einen geschickten japanischen Koch mit einem scharfen Messer. Er konnte so blitzschnell ein Stück Sashimi vom lebend schwimmenden Fischleib abschneiden, dass der Fisch nichts davon merkte. So schwamm der Fisch schmerzlos weiter, bis der fehlende Teil nachwuchs.

K erzählte dann, was Gontscharow in seinem Reisebericht über das japanische Essen geschrieben hatte. Der Autor des Romans *Oblomow* kam als Diplomat mit dem Schiff in Japan an und wurde mit seinen Kollegen zu einem vornehmen offiziellen Essen eingeladen. Ihnen wurden unzählige Teller und Schüsselchen in mehreren Gängen serviert. Die Teller waren für russische Verhältnisse winzig klein und das Essen wahrscheinlich zu mager. Je mehr sie aßen, desto hungriger wurden sie. Als das Essen zu Ende ging, eilten sie zu ihrem Schiff und aßen sich endlich satt.

Die Autorin aus Tel Aviv, J, war der Meinung, dass dem japanischen Essen Fett fehlt, das dem Menschen das Sättigungsgefühl gibt. **Ich war eher der Meinung, dass die vertrauten Rituale und Wörter im Ausland fehlen, die unseren imaginären Magen sättigen. Man soll nicht die Macht der Sprache unterschätzen und die Wirkung des Fettes überschätzen.** Seitdem eine ältere Bekannte mir den Satz „Käse schließt den Magen“ beigebracht hat, schließt mein Magen schon, wenn ich das Wort „Käse“ höre.

J fragte mich, ob ich ihr ein japanisches Sprichwort beibringen könne. Mir fiel der Satz „Ein kranker Mensch entwickelt sich oft zum Feinschmecker“ (Byonin wa shita ga koeru) ein. Die Kranken können sich keine Experimente oder Umwege mehr leisten. Sie müssen dringend nur das essen, was sie direkt zur Genesung führt. Außerdem haben ihre Körper keine Kraft mehr, etwas Unbekanntes oder etwas Gemischtes zu verstehen. Die Augen, die Zunge, der Magen und auch die Därme müssen jedes Nahrungsmittel interpretieren und es bearbeiten wie ein Literaturwissenschaftler seine Bücher.

Die Autorin J aus Tel Aviv bestellte eine rote Muschel und sagte: „Jeder Fisch mit Schuppen hat auch Flossen.“ Ich lachte, wusste aber nicht, was dieser geheimnisvolle Satz bedeutete. J erklärte mir, dass die streng religiösen Menschen in ihrem Land nichts, was aus dem Meer kommt, aber keine Schuppen habe, aßen. Nachdem sie das gesagt hatte, aß sie ihre rote Muschel auf und bestellte eine Portion Tintenfisch.

Was für eine verwirrende, aber poetische Bestimmung! Essen sie auch nicht, was vom Himmel kommt, aber keine Flügel hat? Oder etwas, was vom Schreibtisch kommt, aber nicht geschrieben ist?

J aß den Tintenfisch schnell auf und bestellte eine Seegurke. Sie sagte scherhaft: „In Japan esse ich am liebsten, was aus dem Meer kommt und keine Schuppen hat.“ Ich verstand immer noch nicht, wie eine Religion sich ein so rätselhaftes Verbot ausdenken konnte. K sagte von der Seite: „Weder Fisch noch Fleisch: Das ist, was man vermeiden soll. Aber wir sind heutzutage irgendwie alle ein Mischwesen.“ Ich sagte: „Ach ja, ein Mischwesen ist für den Magen und die Därme schwer zu interpretieren.“ K fügte hinzu: „Auch für die Fundamentalisten in jeder Religion ist es schwer zu interpretieren.“ Ich sagte: „Aber es wäre besser, wenn die Menschen lernen würden, einen Fisch ohne Schuppen zu lesen“, und bestellte eine Kalifornienrolle mit Kimchi.